

Journalismus als Grenzerfahrung

Was Krisenberichterstatter für ihren Beruf mitbringen müssen – um andere, aber auch sich selbst nicht zu gefährden.

Von Martina Madner

Wien. Krieg, Schicksalsschläge, Unfälle oder der Tod – solche Erfahrungen gehen jene, die sie erleben müssen, nahe. Aber auch jene, die darüber berichten, Journalistinnen und Journalisten, können dabei an ihre Grenzen stoßen. Das Frauennetzwerk Medien und das Kuratorium für Journalistenausbildung ging deshalb in einer Diskussion mit Krisenberichterstatterinnen und einer Psychologin den Fragen nach: Warum macht man das? Und: Was macht das mit den Journalisten?

Berufswunsch Kriegsberichterstatterin

Petra Ramsauer ist Kriegs- und Krisenberichterstatterin für „Profil“, „Kurier“ oder auch die „Wiener Zeitung“ und Autorin mehrerer Bücher zum Nahen Osten. Das Überraschende: Sie hegte diesen Berufswunsch tatsächlich schon als Zehnjährige, „zur Beunruhigung meiner Mutter“, Kriege in Libyen und Israel waren im Fernsehen präsent, auch in Diskussionen der Familie. Ramsauer faszinierte das Buch „Länder aus aller Welt“ mehr als Kinderbücher.

Bevor der Berufswunsch Realität wurde, brauchte es aber eine fundierte Ausbildung: Das Wissen über den Nahen Osten durch ein Politikwissenschaftsstudium, einige Jahre Berufserfahrung in einer Redaktion, postgraduate ein Studium zur Krisenberichterstattung, den Austausch mit erfahrenen Kriegsberichterstatterinnen „als gutes Rüstzeug, denn im Kriegsgebiet muss man sattelfest im journalistischen Handwerk sein, da hat man keine Zeit zu überlegen, wie läuft die Geschichte“.

Dazu kommt die gute Planung, „80 Prozent meiner Arbeit ist Logistik“, sagt Ramsauer. Warten zu können, auf Bewilligungen zum Beispiel. Aber auch: „In der Lage zu sein, Prioritäten zu setzen; die Härte zu haben, die Reise abzubrechen. Das Wichtigste für

Kriegsberichterstatterinnen ist, das man rausgeht, bevor man mitten in der Geschichte ist.“

Einer von Ramsauers Kollegen in Sachen Krisenberichterstattung, David Kriegleder, heute Auslandsredakteur bei der „Zeit im Bild“, berichtete für den ORF auch aus bewaffneten Konflikten in Sri Lanka, dem Südsudan, Mexiko und Kolumbien. Er sagt: „Alles steht und fällt mit deinem Netzwerk.“ Gute Kontakte vor Ort, um Gefahren einschätzen zu können, seien überlebensnotwendig. Und schließlich ist es auch „der eigene Instinkt, auf den man unbedingt hören muss“, ergänzt Anthony Mills, der heute für France24 aus Wien berichtet, davor aber CNN-Korrespondent in Beirut in Libanon war.

Instinkt und Angst als Überlebensretter

Anthony Mills ist es schließlich auch, der ganz offen sagt, dass es nicht nur das Interesse an Geschichte und Kultur der Länder war, warum er Krisenberichterstatter war. Es war „wegen dem Risiko, der Spannung, dem Adrenalinkick“. Aus diesem Grund lernte er schon in Beirut Arabisch und dachte sich: „Wunderbar!“, als er den CNN-Korrespondenten vor Ort kennenlernte und schließlich dessen Arbeit übernahm, „als ich 2006 beim Ausbruch des Krieges dort war und er nicht“.

Mills Einstellung zur Gefahr änderte sich allerdings mit der Gründung einer Familie. Auch ein Bericht über einen ihm bekannten Journalisten, der bei einem Anschlag ums Leben kam, machte ihm zu schaffen. Dazu die unmittelbare Bedrohung durch Bombenanschläge, als „ich mich an einer Straßenkreuzung für links entschieden habe und rechts eine Autobombe explodiert ist“. Der Ausstieg folgte zwei Wochen nach einer Festnahme durch die Hisbollah, „zwar nur für Stunden, aber wo man wirklich nicht genau weiß, wie sich die Sache entwi-

ckeln wird“. Es war also die Angst, die Mills weg von Krisenberichterstatter nach Wien führte und zum für ihn passenden Zeitpunkt aussteigen ließ.

Menschen mit aufgeräumter Psyche

Ramsauer geht noch einen Schritt weiter: Ruhige, rasche Entscheidungen treffen zu können, aber auch Angst sei für Krisenberichterstattung sogar notwendig. „Ängstliche Menschen sind sich des Risikos bewusst, Draufgänger unterschätzen solche Situationen.“

Psychotherapeutin Brigitte Feltinger, selbst am Beginn ihrer Karriere Journalistin gewesen, glaubt, dass gute Krisenberichterstatter der Typ Mensch sind, der zugleich Neugierde und Respekt vor den Menschen mitbringt: „Man muss aber auch mit dem eigenen Leben fertig werden“, sagt die Therapeutin. „Man muss sehr aufgeräumt sein, muss wissen, wie weit man gehen kann“, beschreibt es Eva Winroither, Chronik-Redakteurin und Leiterin der Leben-Seiten in der „Presse am Sonntag“. Sie berichtet über Menschen in Krisensituationen in Österreich. Jene, die weitab von der eigenen Lebensrealität sind, berühren die Journalistin zwar, näher gehen ihr aber Ereignisse, die ihr selbst auch passieren könnten.

Winroither hilft es, mit Kollegen über solche Situationen zu sprechen. Kriegleder wiederum verarbeitet Belastendes in seinen Berichten, sagt: „Dinge, die ich nicht journalistisch verarbeiten kann, beschäftigen mich deutlich länger.“ Denn, und da sind sich alle einig, um die Geschichten von Traumatisierten erzählen zu können, braucht es keine aufgeregten Reporter, sondern Zeit und sehr viel Geduld. Winroither: „Man muss den Menschen das Gefühl geben, dass sie die Chefs ihrer eigenen Geschichte sind.“ Nur so erfährt man ein authentisches Stück davon in den Medien. ■



Petra
Ramsauer.



David
Kriegleder.



Eva
Winroither.



Anthony
Mills.
Fotos: Lisi Specht